

des *honnêtes gens*« zu geben, doch blieben noch immer die Charaktere schattenhaft und der über das gezierte Liebeskauerweisch des *Éraste* spottende *Tircis* redet kurz darauf nicht minder geschraubt. Der Dichter, der wenige Jahre später so bestimmt sich mit den Worten beurteilte: *ars artem fugisse mihi est!* sucht bereits 1629 unsicher nach neuen, aus der Unnatur herausführenden Bahnen, noch aber steht er nicht über dem hergebrachten Drama, noch weniger will er in selbständiger Kritik seine Zeit meistern. Er klammert sich vielmehr sichtlich an das Gewordene und übernimmt mit den Bühnenmitteln der vorangehenden Dramatiker noch so manche Künstelei, besonders auch der *Hardyschen* Sprache. Doch wird schon in »*Mélite*« das Streben merkbar, dem Lustspiel Natürlichkeit und Wahrscheinlichkeit zurückzugeben, jenes Streben, welches nach der Meinung der Mitlebenden *Corneille* dahin führen musste, der Reformator des heiteren Schauspiels unter Verdrängung des ersten Dramas zu werden, sodass des grossen Tragikers Landsmann *Du Petit-Val* 1634 von seiner Darstellungsweise sagen konnte:

»Ce style familier non encore entrepris, Du théâtre françois changé la vieille face,
Ni connu de personne, a de si bonne grâce Que la scène tragique en a perdu le prix!«

Fassen wir die empfangenen Eindrücke in Kürze zusammen, so würde folgendes sich ergeben haben. Den Anstoss zur Abfassung seiner »*Mélite*« erhielt *Corneille* durch ein eignes Erlebnis, das er auch in die Handlung des Lustspiels verwebt hat. Deutlich wahrnehmbar ist dies noch im I. Akte. In Bezug auf die Sprache lehnte sich der Dichter besonders an *A. Hardy* an, von dem er aber stofflich nicht beeinflusst zu sein scheint. Ebenso wenig ist eine beachtliche Einwirkung der »*Sylvie*« *Mairets* zu verspüren, dagegen ist eine bemerkenswerte Abhängigkeit der »*Mélite*« von *Rotrous* »*Hypocondriaque*« sicher. Eine Anlehnung *Corneilles* an die »*Folies de Cardenio*« von *Pichou* — vielleicht auch wenn auch nur flüchtig an die »*Climene*« des *De la Croix* — kann angenommen werden. Die Auffassung der »*Mélite*« als eines Dramas mit vorherrschend satirischer Absicht erscheint dagegen verfehlt. In Hinblick auf die Lebensgeschichte *Jean de Mairets*, des hartnäckigen Gegners von *Corneille* während der *Cid*streitigkeiten, glaube ich bewiesen zu haben, dass *Mairet* nicht, wie festgestellt schien, 1620 in Paris eintraf, nicht 1623 unter den Schutz des Herzogs von *Montmorency* trat, dass er vielmehr frühestens Ende 1625 nach der Hauptstadt gelangte und erst 1626 die für sein Schaffen so förderliche Gunst des Herzogs gewann. Wir stehen also nicht einem wahren Lügengewebe des Dichters gegenüber, wie eine Zeit lang geglaubt wurde, und werden ihn künftig nur wegen der lächerlichen Eitelkeit anzuklagen haben, die ihn zu einer unwahren Angabe seines Geburtsjahres führte.

Abgerissene Bemerkungen über den ethischen Gehalt der Oden des Horaz.

Von Prof. Dr. W. Gilbert.

Mögen die Herren Fachgenossen die folgenden Zeilen verzeihen, in denen sie nichtsneues, sondern längst von ihnen selbst erwogenes finden werden. Dieselben sind für einen weiteren Kreis von Lesern bestimmt, in einer Zeit, wo die bildende Kraft der alten Schriftsteller so leicht, ja vielfach geflissentlich verkannt wird.

Diese Verknennung trifft auch *Horaz*. Zwar den *Satiren* und *Episteln* mit ihren kernigen treffenden Sittensprüchen und ihren anmutig belehrenden Erzählungen pflegt der Wert nicht leicht abgesprochen zu werden, auch von denen nicht, welche sich bewusst sind, dass diese herrlichen Blüten wesentlich aus dem Boden epikuräischer Philosophie entsprossen sind. Verschmäht doch auch unsere christliche Predigt bei der Abmahnung von den Lüsten und den Gütern der Welt die gleiche in den

weitesten Schichten wirksame Begründung nicht: neben der tiefen christlichen Begründung, der schon im Altertume seit Pythagoras und Plato von erleuchteten Geistern vorgeahnten Auffassung des Erdenlebens als eines Pilgerstandes, des Körpers als einer Hülle für eine dem reineren Jenseits zustrebende Seele, wird auch von unseren Kanzeln aus auf den schweren Schaden der Lüste für Geist und Leib, auf den Mangel wahrer Befriedigung bei allen äusseren Gütern hingewiesen; und dies hat Horaz gethan im Anschluss an das zwar auf ungenügender Grundlage erbaute, aber doch sittlich veredelnde System Epikurs, das freilich z. B. in Ep. II, 1 der Schüler nicht eher wahrnimmt, als bis er durch scharfe Gegenüberstellung des Stoicismus und besonders der tieferen christlichen Lehre aufmerksam gemacht ist.

Dagegen manche Verkennung haben die Oden des Horaz erfahren. Mit denen freilich wird man nicht zu rechten brauchen, welche aus einzelnen Zeichen unedler, vom Christentum überwundener Anschauungen, aus einzelnen Erzeugnissen einer leicht geschürzten Muse das Urteil entnehmen, diese Oden seien eine Lockstimme zu leichtsinniger Lebensauffassung. Meist wird vielmehr die Anmut der leichten Lieder des Horaz voll verstanden¹⁾, aber die Tiefe und der Gedankenreichtum der ernsten pathetischen Gesänge nicht genügend gewürdigt. Dies Urteil mag einer Zeit entstammen, wo in den Schulen vielleicht nicht in dem erforderlichen Masse von dem Wort auf den tieferen Gedankengehalt zurückgegangen wurde, ja wo vielleicht nicht immer ein zwar wörtliches, aber geschmackvoll nachbildendes Uebersetzen die Seele des Schülers mit dem gleichen Pathos in der Muttersprache erfasste; denn pathetische Dichtungen, wie die Aeneide des Vergil und die Oden des Horaz, zu übersetzen ist nicht leicht, und ein unedler Ausdruck, ein unrhythmischer Tonfall vermag das Pathos in Abgeschmacktheit zu verwandeln. Aber wer darum den Genuss der pathetischen römischen Dichter der Jugend verkümmern wollte, wer vielleicht das Pathos überhaupt missachtete und dann auch unserem Schiller nicht den ihm gebührenden Platz einräumte, der würde die Jugend der besten Wurzeln ihrer Kraft, der frischesten Quelle ihrer Begeisterung berauben.

Tief ist der ethische Gehalt der ernsten Oden des Horaz, sowohl der pathetischen Gesänge wie auch manches schlichteren Liedes. Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein denselben erschöpfen zu wollen. Kann das Wesen gewaltiger Dichterkraft herrlicher geschildert werden als IV, 2: »Wie der vom Berge stürzende Giessbach, den Regengüsse über die gewohnten Ufer geschwellt, so brauset Pindar und unermesslich stürmt er dahin mit tiefem Wortstrom, stets wert des Lorbeerkränzes Apoll's, ob er durch kühne Dithyramben neugebildete Worte dahinrollt, in entfesselten Rythmen fortgerissen, ob er u. s. w.«²⁾ Die Verherrlichung der alten echt römischen Tugenden und der machtvolle Ausdruck römischen Nationalstolzes bedarf keines Hinweises, ebensowenig der Preis der Einfachheit und des auch nach dem Verluste irdischer Güter zufriedenen Sinnes; nur Ode III, 29 kann ich mir nicht versagen hier anzuführen: »Verlass die Fülle, die nur Überdruß erregt, den Riesenbau, der zu des Himmels Wolken steigt, lass doch einmal das Staunen ob der reichen Grossstadt Qualm und Pracht und Rauschen«, so läßt Horaz seinen Gönner Maecen auf sein Landgütchen ein mit humorvoller Nennung der drei Dinge, welche wohl der Provinziale bei gelegentlichem Besuch der Grossstadt bewundert, aber der Grossstädter mit Qual empfindet; und am Schlusse des Gedichtes stellt er seine Grundsätze unter dem Bilde eines Schiffbrüchigen auf: nicht gleiche er dem Kaufmann, der im Seesturm auf das Deck sich niederwirft und mit den Göttern um die Erhaltung nicht sowohl seines Lebens als seiner Waren feilscht, weil er sein Leben von dem Ballaste des Lebens nicht zu trennen weiss, sondern fröhlich gebe er die Habe preis und be-

¹⁾ Und doch bedarf so manches derselben erst eines tieferen Hineinlebens. So habe ich noch nie gefunden, dass Schüler selbständig oder durch die üblichen Kommentare zum Verständnis des schelmischen Wechselsanges III, 9 gelangten: Die beiden ersten Strophen („es war doch früher recht schön.“ „Ja, es war früher recht schön“) sind wahrer Ausdruck der Sehnsucht nach Versöhnung und Wiedervereinigung der Liebenden; dagegen die 3. und 4. Strophe, in welcher beide von einer anderen gegenwärtig sie beherrschenden Liebe reden, entlassen nicht einer wahren Empfindung, sondern in der 3. Strophe sucht der Jüngling das Mädchen durch Erweckung von Eifersucht zum ersten entscheidenden Schritt, zur ersten Bitte zu bestimmen, die, wie jeder weiss, das schwierigste bei einer Versöhnung ist, aber sie durchschaut ihn und zahlt ihm mit der gleichen Münze und zwar reichlicher; nun muss er (in Strophe 5) doch selbst die Bitte aussprechen, zögernd und schüchtern thut er es; voll und innig, wenn auch mit übermütig neckischem Hiebe, sagt sie zu (in Strophe 6). — ²⁾ Das Verständnis dieser an Iullus Antonius gerichteten Ode hat Fr. Bücheler (Rhein. Mus. 44) gesichert, dessen Behandlung ich sicher im Gedächtnis zu haben glaube, wenn auch das Rhein. Mus. mir gegenwärtig leider nicht zur Hand ist. Nur der Erklärung der 3 letzten Strophen kann ich mich nicht völlig anschliessen, die Bücheler, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, allegorisch fasst und, wie das vorhergehende, auf den Gegensatz zwischen des Antonius schwungvoller Dichtung und des Horaz leichtem lyrischem Ausdrucke der Freude bezieht. Diese Auffassung scheint mir durch civitas omnis (v. 51) ausgeschlossen. Vielmehr bezieht sich Strophe 13 wirklich auf den Gegensatz zwischen dem als Mitglied der kaiserlichen Familie im Triumph dahinziehenden (procedis) Antonius und dem nur zuschauenden und zujauchzenden Horaz, und Strophe 14 und 15 wirklich auf den Gegensatz der für den Kaiser dargebrachten Dankopfer; während Antonius 20 Rinder darbringt, kann der arme Dichter nicht einmal ein weisses Kalb (vgl. III, 8, 6 album caprum als Dankopfer) darbringen, sondern muss sich mit einem weissen Male des sonst braunen Kalbes begnügen (so richtig Bücheler).

steige getrost den Rettungsnachen. Erhaben und begeisternd tönen dem Jünglinge die Worte entgegen, mit denen Horaz die »Tugend« verherrlicht in dem engen Sinne, welchen dem Worte neben seiner weiteren Bedeutung antike Philosophie gegeben hat, die Tugend des Weisen, der den Unwert der äusseren Güter und äusseren Ehren erkannt hat und sich von ihnen nicht locken lässt, der alle Ehren in seiner Brust trägt und sie nicht, wie der römische Beamte die Beile, »nimmt und ablegt auf das Gebot der launischen Volksgunst« (III, 2, 19 f.) Ist auch der Geist antiker Selbstgerechtigkeit dem Christentume völlig fremd, so fühlen wir uns doch wie von christlichem Geiste angehaucht, wenn diesem Weisen die »Krone« zugesprochen wird, »die nicht genommen werden kann« (II, 2, 21 *diadema tutum*), oder wenn der Dichter (IV, 9, 40 f.) der Niederlage, welche Lollius in der Schlacht erlitten, die Siege gegenüberstellt, welche er über die Feinde in der eigenen Brust und über die ihn umdrängenden Versucher erstritten: »Nein so oft ein guter und getreuer Richter die Ehre über den Vorteil gestellt, mit stolzem Antlitz zurück der Schuldigen Gaben gewiesen, da hat er durch der Widersacher Scharen als Sieger sich hindurchgeschlagen«¹⁾.

Diese Anklänge an christliche Anschauungen führen mich zu den Anregungen, welche die Lektüre der Oden des Horaz für eine tiefere, für eine christliche Religiosität bietet.

Allerdings bisweilen wird dies nur durch den Gegensatz geschehen, in welchen die christliche Anschauung zu der heidnischen tritt. Die schöne an Vergil gerichtete Klage (I, 24) um Quinctilius, diesen lauterer und aufrichtiger Kunstrichter (v. 7. Ep. II, 3, 438 ff.) und Freund des Vergil und Horaz, endet ohne jeden die Härte des Verlustes mildernden Trost (*Durum*) und mit der Mahnung zum »Duldensinn«, der nach Donat thatsächlich ein Grundsatz des Vergil war; die Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits kennen nur wenige im Altertume. Ja ein entschiedenes Bekenntnis der materialistischen Ueberzeugung, dass auf den Tod des Leibes kein wirkliches Fortleben der Seele folge²⁾, entströmt Horaz I, 28³⁾ am Grabmale des Archytas, welcher, wie sein grosser Meister Pythagoras, »nichts ausser Sehnen und Haut dem schwarzen Tode zugestanden«: »Dich, der du Meer und Erde und den unzählbaren Sand gemessen, umschliesst, Archytas, nahe am Matinerstrande wenigen Staubes karge Spende, und nichts nützt es dir, emporgestrebte zu haben zu den Wohnungen des Äthers und durch das Himmelsgewölbe mit deinem Geist geeilt zu sein; du musstest dennoch sterben«. Diese ergreifenden Worte führen uns das Trostlose einer solchen Weltanschauung fast gleich schneidend vor die Seele, wie die Worte des sterbenden Talbot, in denen Schiller den grössten Atomismus und Hedonismus und das trostlose Ergebnis eines in solcher Denkweise geführten Lebens zusammenfasst: »Bald ist's vorüber; und der Erde geb' ich, der ew'gen Sonne die Atome wieder, die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt; und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt mit seinem Kriegeruhm füllte, bleibt nichts übrig als eine Handvoll leichten Staubs. So geht der Mensch zu Ende — und die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts.«

Aber herrliche Worte sind es, in welchen der Dichter die göttliche Allmacht schildert und den Menschen mahnt, all sein Thun auf Gott zu gründen: »Gefürchtet gebieten die Könige über der Unterthanen Scharen, doch über die Könige selbst gebietet Juppiter, ruhmvoll durch der Titanen Bezwingung, der die Welt mit seiner Braue bewegt« (III, 1, 5 ff.); »vermögend aus dem tiefsten Staube den Erdensohn emporzuheben, wie auch stolze, Triumphe in Leichenzüge umzuwandeln« (I, 35, 2 ff.); »indem du, Römer, dich den Göttern unterordnest herrschest du; dort nimm allen Anfang, dort suche den Erfolg« (III, 6, 5 f.) Hoch steht Horaz über der im Altertume herrschenden, aber freilich auch schon vom Platonischen Sokrates im *Euthyphron* (p. 14C—15A) scharf gezeisselten kaufmännischen Auffassung der Frömmigkeit und des Gebetes, welche von einem Entsprechen zwischen Geben und Empfangen, zwischen Geloben und Erbitten ausgeht. Wie er selbst (I, 31) dem neu geweihten palatinischen Apollo nur eine Schale heurigen Weines darbringt, wobei er übrigens auch seinerseits jedes thörichte Verlangen nach

¹⁾ Die verschiedenen Möglichkeiten die Worte IV, 9, 34—44 zu construieren sollten doch vor der einen zweifellos richtigen Erklärung zurücktreten, dass auf *animus* nur *prudens* und *rectus* bezogen und v. 37—39 als Vokativ (vgl. II, 1, 12 ff.) gefasst wird. An v. 39 („voll Hoheit nicht durch Amt nur für Ein Jahr“) schliesst sich der Gegensatz zu *non unius anni* in der Form eines allgemeinen Ausspruches an, in welchem natürlich *praetulit* und *reiecit* dem Nebensatze angehören und nur *explicuit* den Hauptsatz bildet. — ²⁾ So trotz der Bitte um Bestattung, die am Schluss der Ode griechischer Anschauung gemäss ans Herz gelegt wird, damit das Eidolon des Verstorbenen Ruhe finde. — ³⁾ Die Anm. Nauck's „Der Dichter sieht sich im Geist durch einen Sturm verunglückt, wie er vor dem Grabmale des Archytas Betrachtungen anstellt, und einen des Weges fahrenden Schiffer um Bestattung anfleht“ muss den Schüler vom Verständnis dieser gewaltigen Ode ablenken. Das Gedicht ist während der Seefahrt vor dem Grabe des Archytas verfasst oder will wenigstens so erscheinen. Die Vision beginnt erst mit v. 21; und zwar schliesst sich an die Betrachtungen über die Unerbittlichkeit des Todes und an den Gedanken, dass so viele bereits der gierigen See zum Opfer gefallen, in verständlicher Weise die Vision an, dass auch er, der soeben am Grab des Archytas vorbeifahrend philosophierte, von einem plötzlichen Seesturm erfasst und als Leichnam an den Strand geworfen sei und dass nun sein Eidolon einen vorüberfahrenden Schiffer um Bestattung anflehen müsse.

irdischer Habe aus seinen Bitten ausschliesst, so verheisst er III, 23 dem schlichten frommen Landmädchen Erhörung ihrer Gebete, wenn »ohne Gaben ihre Hand den Altar berührt« und »sie dem Himmel nur offene Hände darbringt« (v. 1, wo der an sich auffallende Ausdruck *caelo supinas si tuleris manus* eben an den Gegensatz *sacra ferre* »Opfer darbringen« erinnern soll). Hoch steht er über dem Aberglauben derer, welche aus dem Horoskop ihr Schicksal lesen wollen, ja er kennt die Constellation seiner Geburt nicht oder giebt vor sie nicht zu kennen; aber das weiss er, dass der göttliche Schirm und Schutz sich an ihm bewährt hat und sich ihm dadurch auch für die Zukunft verheisst, und das gleiche auch in seinem Leben zu erkennen mahnt er den um sich bangenden Maecen, welchem es daher vielmehr ziemt Dankopfer darzubringen, als angstvoll zu klagen (II, 17, womit besonders die zarte Schilderung III, 4, 9—20 und die vier darauf folgenden Strophen zu vergleichen sind). Ein in seiner Weise unvergleichliches Gedichtchen endlich ist I, 34, in welchem Horaz bekennt durch eine aberwitzige Aferweisheit (durch die materialistische Welterklärung der Epikuräer, welche das Walten der Gottheit in der Natur durch Naturkräfte, durch den toten Schlag der Pendeluhr, ersetzte) bisher der naiven Kindesfrömmigkeit entfremdet gewesen zu sein, jetzt aber unter der Einwirkung eines besonderen Naturereignisses die verlassenen Bahnen wieder aufzusuchen und nun auch in den Menschenschicksalen das Walten der göttlichen Macht zu erkennen. Mag das Lied auch nur als Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung gedichtet sein, der Leser hat das Recht es als ein Abbild der religiösen Erfahrungen so mancher christlichen Seele zu geniessen, in welcher der naive Glaube der Kindheit durch unreife Verstandesschlüsse in Wanken kam, dann aber bei fortschreitender Lebenserfahrung ein tieferer festerer Glaube begründet ward, sei es durch die Erkenntnis der Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes, welcher auch die Unendlichkeit in Raum, Zeit und Kausalität weder zu begreifen noch hinwegzudenken vermag, sei es durch Betrachtung des eigenen Lebens und das innere Bedürfnis nach einem festen Halt, sei es, wie es bei Gebildeten wohl meistens der Fall ist, durch beides.

Sehr bedeutsam sind die Oden, in welchen uns ein ethisches Erfassen der Geschichte entgegentritt, ein Verständnis der sittlichen Mächte, welche in den Schicksalen der Völker walten. Besonders tief ergreift es uns, wenn dabei der Dichtergeist dem verständnisvollen Leser zum prophetischen Seherblicke wird¹⁾.

In der schönen, auf des Asinius Darstellung des Bürgerkrieges sich beziehenden Ode II, 1 versetzt sich der Dichter bereits in das Lesen dieses Geschichtswerkes und insonderheit in die Schilderung der Schlacht bei Thapsus, in welcher auf afrikanischem Boden 10000 römische Republikaner fielen: »Zu hören schon glaub' ich gewaltige Feldhern, von ehrenvollem Staube bedeckt, und das Wort »das Weltall ist unterworfen bis auf den unbändigen Stolz des Cato«. Ja, Juno und all die Götter, die als Freunde der Afrer aus dem ungerächten Lande machtlos geschieden, sie haben die Enkel der Sieger Jugurtha zum sühnenden Opfer dargebracht« (v. 21—28). Das kritische Messer berühmter Philologen hat die letztere dieser beiden Strophen wegzuschneiden versucht, besonders, weil statt Jugurtha die Punier zu nennen seien, denen ja aber nach römischer Auffassung nie Unrecht geschehen ist. Aber an Jugurtha hatte sich die römische Nobilität versündigt: ihn hatte sie durch schmachvolle Bestechlichkeit zum gefährlichen Gegner Roms herangezogen, ihn hatte sie dann durch Hinterlist in ihre Hände gebracht und im Kerker schmählich hingemordet. Es ist ein tiefer und unbefangener Blick des Dichters, aus diesem Unrecht die Opfer der Schlacht bei Thapsus, mit welcher die Bürgerkriege zunächst im wesentlichen ihr Ende erreichten, sittlich und pragmatisch abzuleiten — sittlich und pragmatisch: denn in der That waren die Verworfenheit der Nobilität, welche in dem Verfahren gegen Jugurtha am schärfsten hervortrat, und die Rivalität zwischen Marius und Sulla, welche sich bei der Gefangennahme des Jugurtha entwickelte, Keime des ersten Bürgerkrieges, an den sich die späteren Bürgerkriege anschlossen.

Ein markiges Gedicht voll Jugendfeuer und sinnlicher Gestaltungskraft (vgl. bes. v. 14—16) ist Epode 7, in welcher Horaz die Römer von einem erneuten Bruderkrieg zurückzurufen sucht: »Wohin,

¹⁾ Wirksam ist jedes Dichterwort, welches eine Bestätigung in der Folgezeit erhalten hat, auch wenn wir von einem Seherblicke nicht reden können. Wir erkennen keinen inneren Grund für die Thatsache, dass Horaz kurz nach dem Tode des Maecenas seinem Freunde nachgefolgt ist. Aber diese Thatsache genügt, um uns mit tiefer Empfindung die schon erwähnte Ode II, 17 lesen zu lassen: »Ach reisst Dich, meiner Seele Eine Hälfte, zeitiger ein gewaltsames Geschick hinweg, was säum' ich dann noch mit der andern, der ich nicht gleichen Wertes und nicht unverstümmelt Dich überleben würde? Nein jener Tag wird beide dahingesunken sehn. In Treuen hab' ich diesen Eid geschworen: wie Du vorangehst, ich folge, folge, bereit den letzten Gang als Dein Begleiter mitzuwandeln« (v. 5—12). Die Furcht vor den Germanen, den späteren Zerstörern des römischen Reiches, hatte längst in Rom Platz gegriffen; aber nicht ohne Bewegung liest man doch die Worte, dass nur weil ein Octavian an der Spitze stehe, man nicht zu fürchten brauche die *fetus Germania quos horrida parturit* (IV, 5, 26).

wohin, Verruchte, stürzt ihr? Und warum erfasst die Rechte das erst beigesteckte Schwert? Ist denn noch nicht genug Latinerblutes über Gefilde und Meere geströmt? . . . Und dies, damit, wie's sich der Parther wünscht, selbstmörderisch untergehe unsre Stadt. Nie war dies Brauch bei Wölfen selbst und Löwen, den wilden Bestien, ausser gegen fremde Art¹⁾. Reisst Leidenschaft euch in Verblendung dahin? oder höhere Gewalt? oder gar Schuld? antwortet mir. Sie schweigen, Todesblässe entfärbt das Antlitz, Erschütterung lähmt den Geist. So ist's: ein bitteres Verhängnis treibt die Römer dahin und Brudermordes Schuld, seitdem des schuldlosen Remus Blut, ein Fluch den Enkeln, zur Erde niederfloss«. Vers 11. 12 packen den Leser in gleicher Weise, wie in Waltheis²⁾ kraftvollem Spruche »Ich hörte ein wazzer diezen« der ähnliche Gedanke: »daz wilt und daz gewürme die stritent starke stürme, sam tuont die vogel under in; wan daz sie habent einen sin: sie diuhten sich ze nihte, sien schüefen stark gerichte: si kiesent küneger unde reht, sie setzent hêrren unde kneht. sô wê dir, tiuschiu zunge, wie stêt din ordenunge, daz nû die mucke ir künic hât und daz dîn êre also zergât«. Aber nicht dies ist der Grund, weshalb ich hier diese Epode anführe. Die Sage von dem Brudermord des Romulus war ein aus roherer Zeit entstammender, den Römern zunächst unanständiger Ausdruck für den Gedanken, dass niemals jemand ungestraft die Mauern Roms übersteigen oder ihrer spotten dürfe. Der sittlich denkende Dichter sieht in des Romulus That nur die Schuld³⁾, er stellt sie auf als die Böses aus Bösem gebärende Urschuld des Römervolkes, wobei die Begriffe »Leidenschaft, höhere Gewalt, Schuld« sich nicht ausschliessen, sondern aufnehmen und steigern zu der fortzeugenden Schuld und gottverhängten Bethörung der griechischen Tragik. Oder, um das sittlich-religiöse Urteil pragmatisch auszudrücken, durch den im Römervolk verherrlichten Brudermord, der bei der Gründung der Stadt begangen war, sieht Horaz den brüderlichen Sinn der Bürgerschaft im Keime erstickt, dieser Brudermord ist ein immerdar verhängnisvoll wirkendes Vorbild.

In dem Gedicht III, 4⁴⁾ preist Horaz nach einem besonders feierlichen Eingange (v. 1—8) die höchste politische Tugend, die Fürstentugend, Einsicht und Milde (*lene consilium*), und zugleich seinen Kaiser, der dieselbe ja auch in höchstem Masse bethätigt hat: Diese Milde und einsichtsvolle Selbstbeherrschung sei bei ihm eine Gabe der holden Musen, d. h. eine Mitgift wahrer tiefer Bildung und edler Freude an literarischem Genusse (v. 37—41); sie sei es anderseits, die ihm seine junge Neubegründete Herrschaft erhalte. Aber den zweiten dieser beiden Gedanken spricht er nicht unverhüllt aus, wie etwa IV, 15, 17 f. »So lange Augustus die Welt beschirmt, wird nicht die Wut der Bürgerkämpfe oder Gewaltthat den Frieden uns rauben«, wo »vis« auf Caesar's Ermordung hindeutet und auf sein entweder letztes oder vorletztes Wort *ista quidem vis est*; vielmehr führt er ihn allegorisch aus durch den Hinweis auf den Sieg Jupiters, des Vertreters der sittlichen Weltordnung, über die Titanen, die Verkörperung roher Naturkräfte ohne Mass und ohne Sittlichkeit, und sodann schliesst er den berühmten Ausspruch an: »Kraft ohne Einsicht stürzt durch die eigene Wucht (*mole sua*); gezügelte Kraft heben selber die Götter empor«. Zweifellos richtig hat der Altmeister römischer Geschichtsforschung Th. Mommsen bemerkt, dass hier dem Dichter der Kampf zwischen Octavian und Antonius, der Sieg des Octavian und der Sturz des Antonius vor der Seele stehe. Aber für den Leser wird der Ausspruch des Dichters zum Seherwort: wir gedenken der Nachfolger des Augustus, besonders eines Gaius, Nero, Domitian, welche diese einsichtsvolle Selbstbeherrschung nicht besaßen und, weil sie bei ihrer unumschränkten Macht ihren Lüsten und Launen nicht selbst Schranken setzten, eben dieser Macht (*mole sua*), eben den aus ihr hervorgehenden Verführungen zum Opfer fielen.

Noch bestimmter tritt uns der prophetische Hinweis auf die Kaiser Gaius und Nero IV, 4 entgegen. In diesem Gedichte, welches die Stiefsöhne des Augustus, die Claudii Neronen, die Brüder Tiberius und Drusus, feiert, hebt der Dichter hervor, dass die Trefflichkeit dieser Prinzen nicht allein aus ihrem Blute, sondern vornehmlich aus der Zucht durch ihren Stiefvater hervorgehe: »Zwar Starke

¹⁾ Hierbei folge ich der Erklärung derer, welche wie unquam so auch nisi in dispar mit mos fuit verbinden, aber feris nicht als Epitheton, sondern als emphatisch nachgestellte Zusammenfassung von lupis und leonibus ansehen. — ²⁾ Möge mir verstattet sein bei dieser Gelegenheit dem Wunsche Ausdruck zu geben, dass bald wieder dem deutschen Unterrichte in Obersekunda eine dritte Stunde zugelegt und so ermöglicht werde, die mittelhochdeutsche Poesie, welche aus den preussischen Gymnasien jetzt verdrängt ist und in den sächsischen nur ein kümmerliches Dasein fristet, und besonders unser gewaltiges Nibelungenlied in allen der alten Volksepik entstammenden Abschnitten den Schülern vorzuführen. — ³⁾ Wie Horaz, so verurteilt freilich den Brudermord des Romulus auch schon Cicero (de off. III, 41), dessen sittliches Gefühl und feiner Sinn uns so häufig wohlthut, am meisten vielleicht in dem schönen Briefe an M. Marius (ad fam. VII, 1), in welchem er z. B. von der Beeinträchtigung des Genusses der Theaterstücke erlei, und in warmen Worten seinem Abscheu gegen das von den Römern so leidenschaftlich geschaute Abstechen wilder Tiere Ausdruck giebt. — ⁴⁾ Es wäre zu wünschen, Nauck striche die Ueberschrift »Die Musen«, welche den Schüler vom Kern dieser Dichtung ablenkt: v. 9—36 sind fast als eine (vorausgeschickte) Episode zu betrachten.

nur stammen von Starken und Tüchtigen; es lebt im jungen Stier, es lebt im Füllen der Eltern edle Art, und nimmer zeugen mutvolle Adler die wehrlose Taube; doch Unterweisung erst fördert die angeborene Kraft, und strenge Zucht erst stählt das Herz; sobald die Sittlichkeit geschwunden, entweiht die edelen Gaben Schuld« (v. 29—36). Also, wie III, 4 die Gefahren der Macht, so werden hier die Gefahren der hohen Begabung kraftvoller Naturen hervorgehoben, welche für den, der sie besitzt, sogar verderblich ist, wenn sie nicht durch Sittlichkeit und Selbstbeherrschung in die rechten Bahnen gewiesen wird; der Kraftvolle und Reichbegabte fehlt schwerer und sinkt tiefer, wenn er in falsche Bahnen einlenkt. Wie sehr sich dies gerade an zwei reichbegabten Claudii Neronis, an den Kaisern Gaius und Nero, später bewahrheitet hat, bedarf keines Hinweises.

Wird in den Oden III, 4 und IV, 4 nur dem Leser das Dichterwort zum Seherwort, so tritt der Dichter selbst mit dem Anspruche eines in die Zukunft schauenden Sehers in dem Gedichte III, 3 auf, in welchem er die Apotheose des Romulus (oder vielmehr, was damit allegorisch bezeichnet und durch v. 11 f. verständlich angedeutet ist, die Apotheose des Augustus) und die räumlich wie zeitlich unbegrenzte Weltherrschaft Roms durch den Mund der Juno, der ehemaligen Feindin der Stammeltern der Römer und der Julier, verkünden lässt. Aber nicht bedingungslos wird diese Weltherrschaft zugesprochen: »Wenn nur das weite Meer noch wütet zwischen Ilion und Rom, so mögen die Vertriebenen (d. h. die Römer, die Nachkommen der geflüchteten Trojaner) in jedem Teil der Erde reich gesegnet herrschen; wenn nur auf dem Grab des Priamus und Paris das Rind sich tummelt und die Jungen ungestraft das Raubtier birgt, so stehe das Kapitol in Glanz und besitze das mut'ge Rom die Macht, den besiegten Medern Gesetze aufzulegen« (v. 37—44); »doch künd' ich den kriegslustigen Quiriten diese Macht nur unter der Bedingung, dass sie nicht allzu treu und auf ihr Glück vertrauend das Troja ihrer Ahnen¹⁾ neu errichten wollen« (v. 57—60). Es liegt auf der Hand, dass die Worte des Dichters nicht äusserlich zu fassen sind; denn schon vor seiner Zeit war Ilion wiederholt neu errichtet worden, freilich nach Strabo nicht auf der Stätte des alten Troja. Das, was er ausschliessen will, ist die Erneuerung Ilions als herrschenden Mittelpunktes eines mächtigen Reiches und eine Vereinigung der jetzt durch das Meer getrennten Städte Ilion und Rom, d. h. eine Verlegung des Kaisersitzes an den Hellespont und die Dardanellen oder überhaupt in den Orient; mit Recht hat Th. Mommsen hervorgehoben, dass der Dichter hierbei des Antonius Plan im Auge hat, den Herrschersitz nach dem Orient zu verlegen, eine Absicht, welche bereits bei Caesar (Sueton. Caes. 79: *migraturum Alexandream vel Ilium translatis simul opibus imperii*) das städtische Gerede geärgert hatte und auch bei Octavian, dessen Zusammenhang mit den Trojanern die Dichter so oft betonten, vielleicht der oder jener mutmassen mochte. Aber was giebt Horaz den Grund und das Recht, Macht und Bestand des römischen Reiches an die Bedingung zu knüpfen, dass der alte Herrschaftssitz beibehalten werde? Mit Entschiedenheit weist er in dieser Ode sowohl auf die alten Römertugenden hin (v. 49—52), wie besonders (v. 17—28) auf die Gottlosigkeit und Entsittlichung der ehemaligen Trojaner, wobei er unter dem Bilde von Paris und Helena, wie Mommsen richtig bemerkt hat, Cleopatra und Antonius und die damals Rom bedrohende orientalische Sittenlosigkeit und Üppigkeit meint. Er ist sich also bewusst, dass die Erhaltung der Macht an die Erhaltung ihrer ethischen Grundlagen, des alten bewährten Geistes des Volkes und des Staates, gebunden ist, und dass das Schwinden dieses Geistes und das Verlegen des Reichsmittelpunktes unter eine anders geartete Bevölkerung in den engsten wechselseitigen Beziehungen von Grund und Folge stehen. Der Untergang, welchen der Dichter vorausgesagt hat, ist nach der Verlegung des Kaisersitzes nach Byzanz und der darauf folgenden Zerreißung des römischen Reiches schnell eingetreten. Wird doch auch bei Betrachtung des Gedichtes der aufmerksame Leser schwerlich finden, dem Dichter stehe vornehmlich der Untergang des »neuen Troja« (v. 61—68) vor Augen, welches allerdings nach der Trennung des römischen Reiches noch viele Jahrhunderte (freilich ohne »römischen« Geist) seine Herrschaft behauptet hat; dass er vielmehr zunächst an Rom und das Kapitol denkt, zeigen deutlich die positiven Zusicherungen, aber von ihrem Untergange ausdrücklich zu reden verbot ihm die Rücksicht auf das böse omen, auch musste dieser für den Dichter, welcher die Teilung des römischen Reiches nicht ahnte, mit dem Untergange des »neuen Troja« zusammenfallen.

Ich bin am Schlusse meiner kurzen Betrachtungen angelangt. Jedoch, nachdem ich für des

¹⁾ *avitae Trojae* mit Bezug auf *Alba longa* (die von Troja stammende Mutterstadt Roms) als »die Grossmutterstadt«, »das grossmütterliche Troja« zu fassen (so z. B. Nauck) verbietet doch wohl das Wort *avitae*.

nur stammen von Starken und Tüchtigen; es lebt in
Art, und nimmer zeugen mutvolle Adler die wehrlos
borene Kraft, und strenge Zucht erst stählt das Herz
edelen Gaben Schuld« (v. 29—36). Also, wie III
Gefahren der hohen Begabung kraftvoller Naturen hin
verderblich ist, wenn sie nicht durch Sittlichkeit und
wird; der Kraftvolle und Reichbegabte fehlt schwe
lenkt. Wie sehr sich dies gerade an zwei reichbeg
Nero, später bewahrheitet hat, bedarf keines Hinwei

Wird in den Oden III, 4 und IV, 4 nur d
der Dichter selbst mit dem Anspruche eines in die
auf, in welchem er die Apotheose des Romulus (o
durch v. 11 f. verständlich angedeutet ist, die Apot
unbegrenzte Weltherrschaft Roms durch den Mund
der Römer und der Julier, verkünden lässt. Aber
sprochen: »Wenn nur das weite Meer noch wütet z
(d. h. die Römer, die Nachkommen der geflüchteten
herrschen; wenn nur auf dem Grab des Priamus un
gestraft das Raubtier birgt, so stehe das Kapitol in
besiegten Medern Gesetze aufzulegen« (v. 37—44);
Macht nur unter der Bedingung, dass sie nicht allzu
Ahnen¹⁾ neu errichten wollen« (v. 57—60). Es lie
äusserlich zu fassen sind; denn schon vor seiner Ze
nach Strabo nicht auf der Stätte des alten Troja.
Ilions als herrschenden Mittelpunktes eines mächtigen
Meer getrennten Städte Ilion und Rom, d. h. eine V
Dardanellen oder überhaupt in den Orient; mit Rech
hierbei des Antonius Plan im Auge hat, den Herrsch
welche bereits bei Caesar (Sueton. Caes. 79: migrat
imperii) das städtische Gerede geargwöhnt hatte und
Trojanern die Dichter so oft betonten, vielleicht de
Horaz den Grund und das Recht, Macht und Bes
knüpfen, dass der alte Herrschaftssitz beibehalten
sowohl auf die alten Römertugenden hin (v. 49—53)
und Entsittlichung der ehemaligen Trojaner, wobei e
sen richtig bemerkt hat, Cleopatra und Antonius un
losigkeit und Üppigkeit meint. Er ist sich also bew
ihrer ethischen Grundlagen, des alten bewährten Gei
dass das Schwinden dieses Geistes und das Verlege
Bevölkerung in den engsten wechselseitigen Beziehun
welchen der Dichter vorausgesagt hat, ist nach de
darauf folgenden Zerreißung des römischen Reiches
des Gedichtes der aufmerksame Leser schwerlich fr
des »neuen Troja« (v. 61—68) vor Augen, welches
noch viele Jahrhunderte (freilich ohne »römischen«
mehr zunächst an Rom und das Kapitol denkt, zeig
ihrem Untergange ausdrücklich zu reden verbot ihr
dieser für den Dichter, welcher die Teilung des r
des »neuen Troja« zusammenfallen.

Ich bin am Schlusse meiner kurzen Betrach

¹⁾ avitae Trojae mit Bezug auf Alba longa (die von Troja
grossmütterliche Troja" zu fassen (so z. B. Nauck) verbietet doch w

Eltern edle
rt die ange
entweicht die
en hier die
esitzt, sogar
en gewiesen
Bahnen ein-
Gaius und

ort, so tritt
lichte III, 3
zeichnet und
wie zeitlich
Stammeltern
schaft zuge-
Vertriebenen
ch gesegnet
Jungen un-
Macht, den
iriten diese
Troja ihrer
richters nicht
den, freilich
Erneuerung
t durch das
ont und die
der Dichter
ine Absicht,
imul opibus
ang mit den
er was giebt
edingung zu
dieser Ode
Gottlosigkeit
wie Momm
ische Sitten-
ie Erhaltung
den ist, und
lers geartete
Untergang,
anz und der
Betrachtung
er Untergang
hen Reiches
lass er viel-
o, aber von
auch musste
Untergange

ch für des

sterstadt", „das

A

1

2

3

4

5

6

M

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

R

G

B

TIFFEN

W

G

K

C

Y

M

Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007

Dichters Blick in Vergangenheit und Zukunft so manches Beispiel angeführt habe, möchte ich nicht schliessen, ohne mit einem kurzen Beispiele auch auf die Kunst hinzuweisen, mit der er das gegenwärtige und soeben erlebte zu wirkungsvoller Dichtung gestaltet. Ich wähle dafür die herrliche Ode I, 37. Auch die Form schon ist ungemein kunstvoll. Die Gliederung in 3 symmetrische Teile, von denen hier der erste und dritte je 3 Strophen weniger einer Halbzeile umfasst, findet sich ähnlich auch sonst (z. B. I, 5, 1, 34), aber hier ist sie besonders ergreifend, indem der Gedanke jedes Teiles am Schlusse in ein wirkungsvolles Wort zusammengefasst wird (*fortunaque dulci ebria; daret ut catenis fatale monstrum*) und daran in der Form schroffen Gegensatzes mitten in der Zeile sich der neue Gedanke anschliesst: an die Schilderung der jeden Freudengenuss ausschliessenden Gefahr Roms und des Glückstaumels und der masslosen Hoffnungen Cleopatra's ihr Sturz, die ernüchternde Niederlage und die Verfolgung durch Octavian; an diese der stolze und mannhafte Sinn der Königin, mit dem sie sich der Gefangennahme durch den Tod entzog. Meisterhaft hat es Horaz verstanden, für das Bild der Cleopatra die ihm passenden Züge, aber auch nur diese, ihren Handlungen zu entnehmen und durch Zusammenrücken der Zeit und leise Umbildung aus einem an sich schwierigen und spröden Stoffe ein Gedicht von dramatischer Bewegung und Spannung zu schaffen. Deshalb im zweiten Teile der »Flottenbrand« (*vix una sospes navis ab ignibus*), während in Wahrheit die Feuerbrände die auf Befehl Cleopatras mitten in der Schlacht geflohenen ägyptischen Schiffe gar nicht ergriffen und von denen des Antonius auch nur einen Teil; deshalb ebendasselbst die sofortige scharfe Verfolgung der Königin durch Octavian, während in Wahrheit dieser im Jahre der am 2. September geschlagenen Schlacht bei Actium überhaupt nicht nach Aegypten kam und auch die wenigen Liburnerschiffe, welche den Cleopatra nachsegelnden Antonius eine Strecke verfolgt hatten, bald wieder umgekehrt waren. Zu diesen Änderungen war der Dichter sogar genötigt. Denn war Cleopatra als das dämonische Weib zu schildern, welches auf die Welt gesandt schien um Rom zu verderben (*fatale monstrum*), und war der vornehmlichste Grund, der sie furchtbar machte, die bestrickende Macht ihrer sinnlichen Reize (*fortuna dulci ebria*), nur anzudeuten, jedenfalls aber von dem besiegten Mitbürger Antonius schonungsvoll zu schweigen, so musste Cleopatra zur Gegnerin erhoben, mit ihr der Kampf gefochten, ihre Person das Ziel des Sieges werden. In dem dritten Teile sind nicht nur alle Züge ausgeschlossen, welche dem Bild eines echt königlichen Weibes nicht entsprachen, so besonders das masslose Schwelgen mit Antonius im Bewusstsein des nahen Todes und alle Handlungen, welche von treuloser Preisgabe desselben zeugen, sondern es sind auch die Hindernisse, welche der geplanten Flucht über das rote Meer entgegentraten, zu einem Verschmähen solcher Flucht umgebildet. Scharf dagegen lässt der Dichter die Bethätigungen stolzen und mutvollen Sinnes hervortreten: den Versuch, mit dem Dolche sich der Gefangennahme durch Proculeius zu entziehen, die heitere Miene, mit welcher sie, als Gefangene in den Königspalast zurückgekehrt, die Wächter täuschte, endlich ihren mannhaften mit kühler Überlegung ausgeführten Selbstmord. Durch diese Kunstmittel hat Horaz den gegen Antonius geführten Kampf zu einem Kampf mit Cleopatra umgestaltet und aus diesem ein Gedicht mit dramatischer Lebendigkeit, mit jähem Umschwung geschaffen; er hat zugleich erreicht, dass der Leser der Königin, deren Sittenlosigkeit und dämonische Vermessenheit im ersten Teile so scharf hervorgehoben war und hervorgehoben werden musste, doch seine Bewunderung und Teilnahme nicht versagt; er hat endlich durch Steigerung der Rom drohenden Gefahr, welche der römische Leser im ersten Teile mit Schauder von neuem durchlebte, bis der jähe Glückswechsel ihn voll Dank gegen die Gottheit und den Kaiser aufatmen liess, aber ebenso durch Adeltung der Gegnerin, der Fremden, welcher allein der Senat den Krieg erklärt und über die allein Octavian den Triumph gefeiert hatte, dem Siege seines Kaisers die schönste Verherrlichung zu teil werden lassen.

Mögen diese bescheidenen Betrachtungen als ein kleines Scherflein dazu beitragen, dass der Dichter, der einen so grossen Einfluss auf die klassische Periode unserer Nationallitteratur ausgeübt hat, noch lange die deutsche Jugend mit wahrer tiefer Begeisterung erfülle.